

Quelle

Datum

1

Eine Predigt, die wie ein Erdbeben wirkte

Warum das Experiment der jüdischen Ge-

meinde in Ostberlin mit einem Rabbiner aus den USA in gegenseitiger Enttäuschung endete

Von unserem Redaktionsmitglied Josef Joffe

Berlin, im Mai

Es war der letzte Ostberliner Gottesdienst des Rabbiners Isaac Neuman, und die kleine Betstube neben der Hauptsynagoge im Hinterhof der Rykestraße war fast bis zum letzten Platz gefüllt. An diesem Samstag wurde turnusgemäß aus dem Buch Jeremias (Kapitel 17) vorgelesen, und wer einen tieferen Sinn im Gebetskalender suchen wollte, der konnte sich zum Beispiel den Abschnitt 18 vornehmen, wo der Prophet zu Gott sagt: „So habe ich den bösen Tag nicht begehrt, das weißt du; was ich gepredigt habe, das ist recht vor dir.“

Es war das vorläufige Ende eines achtmonatigen Experiments. Der Rabbi – der erste in Ostberlin nach über 20 Jahren – ist inzwischen wieder in Amerika; die winzige Gemeinde von 180 Juden ist wieder verwaist; Vorstand und Hirte sind enttäuscht und verbittert voneinander geschieden. Der Rabbiner nannte den Vorsitzenden Dr. Peter Kirchner „pompös und arrogant“, und klagte, daß dieser ihn von Anfang an nicht wirklich gewollt und stetig in seiner Arbeit behindert habe. Der Vorstand wies diese „Behauptung“ natürlich „entschieden zurück“, wie es in bestem Amtsdeutsch in einer von der ADN-Nachrichtenagentur verbreiteten Erklärung hieß.

Die Liste der gegenseitigen Beschwerden ist lang; diese sind indes eher Symptom denn Ursache für ein Zerwürfnis, das nachgerade mit biblischer Konsequenz über die kleine Herde der Gläubigen gekommen ist. In seiner letzten Predigt, mit englischen Einschüben garniert, macht der Rabbiner auf elegante, fast wohlgelaunte Weise deutlich, wo jenseits aller Vorwürfe der Kern des Disputs zu suchen sei. „Das Judentum“, sagt er, „ist keine Religion, die zwischen Priestern und Unwissenden unterscheidet. Die Thora (die Fünf Bücher Moses) ist kein Geheimbuch;

• ein jeder kann sie interpretieren, ein jeder kann Vorbeter sein.“

Die kleine Predigt ist radikaldemokratisches Bekenntnis – so wie auch der Satz, mit dem Neuman eine Szene einleitet, die niemand unberührt gelassen hat. Ein gewisser Leo Abisch wird zur Thora aufgerufen. Der Dreiundsechzigjährige lebt heute in Basel; er ist an diesem Sabbat zurückgekehrt, nachdem er erfahren hatte, daß seine alte Gemeinde wieder einen Rabbiner besaß. Vor genau 50 Jahren hatte Abisch in der Rykestraße seine *Bar Mitzwah* („Einsegnung“)

mit demselben Thora-Abschnitt absolviert, den er heute wieder vorsingt (zur Einübung hatte ihm Neuman ein Tonband mit der Melodie geschickt). „Ich hätte“, so der Rabbiner, „gerne auch Frau Abisch zur Thora aufgerufen, denn nirgendwo steht geschrieben, daß die Geschlechter nicht gleichberechtigt sind. Aber ich will niemanden in der Gemeinde kritisieren.“

Frauen an der Thora?

Die Spitze saß aber doch. Frauen an der Thora, die Mitbestimmung aller Gläubigen, kein Unterschied zwischen Volk und Vorstehern? Das mußte an den Nerv eines Organismus gehen, der in einer quälenden Spagatstellung zwischen den dreißiger und achtziger Jahren steht – zwischen einer Zeit, die nicht vergehen will, und dem Heute, wo der amerikanische Reform-Rabbiner gelandet ist, als wäre er in einer Zeitmaschine gekommen. Wer hätte je in einer deutschen Gemeinde – Ost oder West – gehört, daß das uralte Synagogenlied „Adon Olam“ („Herr der Welt“) nach der Melodie von Simon and Garfunkels „Scarborough Fair“ angestimmt worden wäre?

Irene Runge, Anthropologin und Vorstandsdame, bringt die Sache auf den Punkt, nachdem sie die Beschwerdeliste noch einmal abgehakt hat: „Wir sind ihm wohl zu preußisch und konservativ.“ Man kann es auch anders ausdrücken: Gewollt hat der Ostberliner Vorstand einen „deutschen“ Rabbiner, bekommen hat er einen „amerikanischen“ (was ahnen läßt, daß ein ähnlicher Konflikt auch jenseits der Mauer, in der Westberliner Gemeinde, hätte ausbrechen können). Der traditionelle deutsche Rabbiner war Angestellter – Exekutivorgan der Gemeindeführung mit Lehr- und Schlichtungsbefugnis. „Unser Vorstand“, so ein jüngeres Mitglied, „wollte einen Rabbiner, der funktioniert. Der soll die Alten und Kranken betreuen, Kurse abhalten, den Gottesdienst leiten – aber nicht aus dem Ruder laufen.“

Dies aber ist nicht das Selbstverständnis eines amerikanischen Rabbis – und schon gar nicht eines Reformgeistlichen vom Schlage eines Isaac Neuman, der sich selbst mit einigem Understatement „Ungeduld“ bescheinigt. Amerikanische Rabbiner sind Autoritätsfiguren im eigenen Recht – Gemeindeführer und vor allem Repräsentanten, die zwar per kündbarem Vertrag an den gewählten *Board* („Aufsichtsrat“) gebunden sind, aber dennoch über einen eigenen, reichlich dehnbaren Machtbereich verfügen. Sie sprechen

für die Gemeinde, nehmen zuweilen auch eine politische Rolle nach außen ein.

Dies aber würde ein Heinz Galinski, Vorsitzender der Jüdischen Gemeinde (West) wohl ebenso wenig goutieren wie sein Kollege Dr. Kirchner (Ost). Hinzu kommt die delikate Soziologie der Ostberliner Judenheit – wie geologische Schichten, labil aufeinander gelagert, die ein „Reformierter“ wie Neuman mit seinen „neumodischen“ Ansichten nachgerade tektonisch verwerfen mußte. Zuerst sind die ganz alten, die das KZ und das Versteck gerade noch überlebt haben – die kaum einen anderen Halt besitzen als die Tradition. Es folgen die Idealisten – überzeugte Kommunisten, die zurückgekehrt waren, um den Sozialismus im Arbeiter- und Bauern-Staat zu verwirklichen. Sie kennen keine andere Lebensweise als die preußisch-autoritäre unter rotem Vorzeichen; sie sind überdies gezeichnet von der Erfahrung der Kreml-Kampagnen gegen die „zionistischen Imperialisten“ in den fünfziger und sechziger Jahren; Ruhe ist ihnen die erste Sozialisten-Pflicht.

Schließlich kommen deren Kinder – aufgewachsen im realen Sozialismus, Teil seiner akademisch gebildeten Funktionselite und abgeschnitten von ihren jüdischen Wurzeln. So mancher von den 30- bis 40jährigen wollte diese – wie überall im Ostblock – plötzlich wiederentdecken. „They came out of the closet“, wie Neuman sagt – aber sie mußten von vorn anfangen: mit dem Erlernen von Ritual und hebräischer Schrift. Sie suchen einen anderen Zugang zur Religion als die Altvorderen – mit mehr Demokratie, Gleichberechtigung unter den Geschlechtern, aber auch einem reformierten Ritual, wo das Hebräische (das niemand versteht) gelegentlich dem Deutschen weicht. Einer von ihnen, ein Wissenschaftler um die 40 mit lupenreinem kommunistischen Stammbaum, berichtet mit Staunen und Genugtuung, wie Neuman ihn, den „Unbeschnittenen, der ich nicht einmal Mitglied der Gemeinde bin, zum Thora-Tragen aufgerufen hat“. Und der Mann fragt: „Warum hat der Vorstand nicht öffentlich protestiert, als unser Fernsehen sich weigerte (das Neun-Stunden-Holocaust-Opus) ‚Shoah‘ zu zeigen?“

Der quirliche, nicht gerade zurückhaltend-bescheidene Rabbiner aus Champaign im Bundesstaat Illinois („Es hilft, wenn man öffentlich protestiert“) mußte dieses labile Nebeneinander stören – zumal angesichts eines Vorsitzenden, der es seit 17 Jahren gewöhnt ist, die Gemeindeangelegenheiten auf seine Weise zu regeln. „Mein Fehler war es“, konzediert der Rabbiner, „daß ich die Dinge nicht so gelassen habe, wie sie waren.“ Vorstandsmitglied Irene Runge, die sonst jeden Vorwurf von Neuman lebhaft konterkariert, gibt ihm da recht: „Wir brauchen geordnete Verhältnisse und Stabilität – allenfalls allmähliche Veränderungen. Die Leute hier wollen fortsetzen, was sie als Kinder erlebt haben, was eben in Berlin üblich ist.“

Inzwischen aber ist ein halbes Jahrhundert

vergangen. Geändert haben sich nicht nur die Bedürfnisse im Inneren, sondern auch – verblüffenderweise – im Äußeren. „Ein Hauptstreitpunkt“, so Neuman, „war die Frage des Übertritts.“ Der Vorstand pochte auf traditionelle Zurückhaltung gegenüber interessierten Christen; der Rabbi proklamierte die Öffnung angesichts einer aussterbenden Gläubigenzahl von gerade 180. „Da gab es einen prominenten evangelischen Schauspieler, der sechs Jahre lang vergeblich an die Tür klopfen mußte – warum?“

Die Antwort gibt ein Vorstandsmitglied, und sie verrät die uralte Angst der Juden vor der feindlichen Außenwelt: „Das geht in Deutschland nicht, nicht jetzt. Wir können die Konversionswilligen nicht verkraften; das ist Überfremdung, das macht die alten Leute nervös.“ Und dann folgt eine merkwürdige Rechnung: „Wenn wir erst mal damit anfangen, dann sind da plötzlich 20 000 Protestanten, die auch Juden werden wollen.“ 20 000 – ist das nicht übertrieben? „Nein, Judesein ist auf einmal schick geworden. Da ist einmal der Versuch der falschen Solidarität mit einer bedrohten Minderheit, dann ein neuer Sektentrip, nachdem die Leute alles andere ausprobiert haben, schließlich die Hoffnung auf das Judentum als Schutz- und Trutzburg.“

Kaschierter Vorwurf

Indes: Das wirkliche Problem ist nicht die „Mission“ (die im Judentum ohnehin aufs äußerste erschwert wird), sondern die Angst vor der Öffnung allgemein – gegenüber Christen wie nichtorganisierten Juden. Ein Nichtmitglied der Gemeinde, Jude und Sohn einer linientreuen Mutter, enthüllt den politischen Kern solcher Ängste – die ein getreuliches Bild der größeren Verwerfungen in der heutigen DDR widerspiegeln und auch dem protestantischen Klerus nicht fremd sind. „Da ist eine dreifache Angst: vor den enttäuschten Kommunisten, die ihr kritisches Potential in die Gemeinde einbringen könnten; vor dem neuen ‚integralen‘ Juden, der plötzlich nicht mehr in der DDR leben will; schließlich vor jenen Christen, die eintreten, um rauszukommen.“ „Das alles“, resümiert der Mann, „war nicht die Angst des Rabbiners.“

Rabbiner Neuman, Ex-Ostberlin, faßt es so zusammen: „Das Establishment war einfach den *input* von unten und außen nicht gewöhnt.“ Und: „Der nächste Rabbiner muß die Autorität haben, das zu tun, wofür er ausgebildet ist.“ Seine Hebräischklasse hat Neuman einen Abschiedsbrief geschrieben, signiert von 18 Schülern. Da mischt sich Freundschaft („Sie werden uns sehr fehlen“) mit dem kaum kaschierten Vorwurf der Fahnenflucht: „PS: Und was wird aus UNS?!!“ Für die Besucher seines letzten Gottesdienstes in der Rykestraße hat der Rabbiner bloß den Trost, daß Judentum auch ohne Oberhirten funktioniert: „Die Thora ist die Verfassung, der Rabbiner ist lediglich Jurist und Interpret. Wer eine Gemeinde bauen will, braucht nur zehn Gläubige und eine Thora.“